

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 23

Artikel: Vom Wandervogel
Autor: F.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637233>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Rhein I, II“, „Solnemann I, II“, „Hoffnung I, 3“, „Deaf“, „Babett“, „Scheherezade I, II“. Verteilte Preise: I. Preis, Nr. 55, „Deaf“, Fr. 500, D. Baumberger, Maler, Zürich;



Werk-Wettbewerb. 2. Preis. Fr. 250, Motto: „Hallwil“, von Ernst Otto, Oberentfelden.

II. Preis, Nr. 130, „Scheherezade I“, Fr. 350, K. Rösch, Maler, Dießenhofen; III. Preis, Nr. 107, „Babett“, Fr. 250, Hans Zürcher, Luzern; IV. Preis, Nr. 55, „3“, Fr. 100, D. Baumberger, Maler, Zürich. Ankäufe: Nr. 130, „Scheherezade II“, Fr. 100, K. Rösch, Dießenhofen; Nr. 18, „Kontur“, Fr. 100, M. Ropp, Luzern; Nr. 42, „Hoffnung I“, Fr. 100, E. Henziroß, Bern. (Schluß folgt.)

Briefe Albert Weltis. *)

Druck und Herausgabe von Privatbriefen werden namentlich dann gemischte Gefühle hervorrufen, wenn die Briefe aus naher Vergangenheit stammen und Personen und Verhältnisse berühren, die der Gegenwart angehören und noch nicht in den Abstand der Geschichte gerückt sind. Damit ist schon gesagt, daß solche Veröffentlichungen der Rechtfertigung dringend bedürfen. Liegt diese Rechtfertigung in den Briefen selber offen zutage, um so besser. Um so besser auch für den Herausgeber, dem wir alsdann für seinen Eingriff in die Rechte des Briefschreibers nicht nur Ablass erteilen, sondern auch danken mögen.

Mit der Herausgabe dieser Briefe Weltis scheint mir dies in der Tat meist der Fall zu sein. Zwar, wer den Menschen gekannt hat und den Künstler wirklich kennt, dem werden diese Briefe wohl kaum einen wesentlichen Strich am Bilde Weltis (das übrigens der Herausgeber in einer interessanten einleitenden Studie liebevoll zeichnet) neu hinzufügen, aber sie bestätigen uns den Briefschreiber in seiner merkwürdigen, geschlossenen und eigenwüchsigen, in sich selbst ruhenden Künstlerpersönlichkeit. Und das ist ganz gut so; denn Albert Welti ist wirklich in unserer Zeit eine merkwürdige Erscheinung, Merkwürdiges würdig vor allem deshalb, weil er sein ursprüngliches wahres Wesen so überaus rein und klar im Leben Werk und Wort darzustellen vermochte. Ich möchte den deutschen Künstler von heute oder gestern sehen, der deutsches Wesen treuer und reiner verkörperte als dieser gute Züricher, der geradezu ein Sohn Dürers oder Altdorfers sein könnte.

Keine Einflüsse von außen her, auch nicht in seinen entscheidenden künstlerischen Entwicklungsjahren, vermochten ihn an sich selber irre zu machen, und wenn er je aus seiner natürlichen Richtung abgelenkt wurde, so fand er sich stets sehr bald wieder auf seinen Weg zurück, den er wahrscheinlich weniger klar bewußt einschlug und beibehielt, als vielmehr, dank einem unbeirrten Selbstvertrauen, einem

schönen, uns Schweizern sonst eher mangelnden Mut, sein Schicksal seinem Gefühl, seinen Sternen, seinem Glauben anzuvertrauen.

Wer seine Persönlichkeit einem so verehrten Meister wie Böcklin gegenüber so schön und fest hat behaupten können und wer in einer Zeit, als Ausländerei und wesenfremde Einflüsse aller Art in Deutschland wie auch in der Schweiz heillose Verwirrung anrichteten, mit solcher Stetigkeit seinen eigenen Weg ging, in dem müssen schon überindividuelle Kräfte lebendig gewesen sein, was nur dann in gesunder und tüchtiger Art möglich ist, wenn das Wesen des Künstlers in dem guten und reichen Naturboden seines Volkstums wurzelt.

In Welti hat sich die gute Rasse gegen alles Wesensfremde gewehrt, und darum sollen uns auch diese Briefe als Zeugnisse seiner Art willkommen sein und ein lebenswerter Besitz. Das Vergnügen, sie zu haben, mag uns selbst die Vorstellung nicht ernstlich trüben, was das für ein Duett und heiliges Donnerwetter abgesetzt haben mag trüben, als sie vernehmen mußten, daß ihre Briefe gedruckt würden. . .; denn einmal werden Freunde und Adressaten, wie etwa der treffliche Emil Anner und Hans Emmenegger, gewußt haben, warum sie ihre Welti-Briefe hergaben, zum andern steht gar manches begreifliche, ehrenfeste, treffende und gute Wort in diesen Briefen, die bei allem Temperament doch eine fast uferlose Herzensgüte verraten, und endlich wird ja der Humor, dem es einst gelang, die Herzenssache der hohen Kunst in einem Blatt wie die berühmte Kunstwalze so lustig übermütig zu verkleiden und auf die Gasse zu stellen, dieser goldene Humor wird gewiß auch Meister werden über die haibe Druderschmerz.

Darum seien diese Briefe den Freunden des uns vorzeitig durch Leiden getrüben und durch allzufrühen Tod entrissenen lieben Meisters herzlich empfohlen.

Walter Schädelin.

Dom Wandervogel.

Der Frühling war vor Zeiten das Zeichen für den Burschen, das Felleisen zu packen und in die Welt hinauszuziehen. Von Stadt zu Stadt wanderte er auf Schusters Rappen. Wo es ihm gefiel, da blieb er eine Weile. Wenn's aber draußen wieder grünte und blühte, da hielt's ihn nicht länger. Er suchte seine Schuhe frisch und zog fürbas. Wenn er dann nach Jahr und Tag heimkam, da waren auf seinem Knotenstock die Namen vieler Städte mit geheimnisvollen Runenzeichen eingekerbt. Dort hatte er gearbeitet. Aber nicht nur der Handwerksbursche wanderte, sondern auch der Student. Zu Fuß zog er auf die ferne Hochschule. Beide lernten ein gut Stück Landstraße, ein gut Stück Welt kennen. Das wurde anders, eine neue Zeit kam. Die brachte den Grundsatz: „Zeit ist Geld!“ Alles richtete sich nach diesem Gesetz. Eisenbahnen wurden gebaut, Flugmaschinen erfunden. Das ersetzte das Gehen. Man wanderte nicht mehr, das ging zu langsam. Man bewunderte die Natur, weil es so Mode war. Im Automobil durchraute man die Welt. Aber das Wandern, wie es zu Großvaters Zeit üblich gewesen war, das hatte man verlernt. Bis eines Tages einige Buben ihr Bündel schnürten und loszogen in die weite Welt hinaus. Sie hatten wenig Geld, aber gute Beine. Kreuz und quer streiften sie durchs Land, wo es ihnen am besten gefiel, durch Tal und Hügel, durch Feld und Wald. Ihr einfaches Mahl kosteten sie sich selbst im ruhigen Rockfessel. Abends klopften sie beim Bauern an und fragten um Quartier im Heu oder im Stroh. So führten sie ein Räuberleben, bis die Ferien herum waren. Dann zogen sie heim, von Sonne und Wetter gebräunt, gesund und voll Uebermut. Daheim erzählten sie den Kameraden von dem Leben draußen. Bald wuchs das Häuflein. An Sonntagen zogen sie hinaus. Aber in den

*) Eingeleitet und herausgegeben von Adolf Frey. 1916. Verlag von Rascher & Cie. in Zürich und Leipzig.

Ferien, da gab es erst das rechte Leben. Von denen, die einmal mitgemacht hatten, hielt's keinen mehr zu Hause.



In der Winterhütte: Dr Vatter liest d'Zytig vor.

Auch im Winter zogen sie hinaus. Die langen Bretter an den Füßen, durchstreichten sie die Berge. Was tat's auch, wenn es hie und da eine blaue Nase abfleckte oder einen Purzelbaum in den Schnee. Und wenn sie einen Tag lang ihre Beine tüchtig gebraucht hatten, so schien ihnen am Abend ein Heustod weicher als das weichste Gasthausbett. Das waren die ersten Wandervögel. Ein paar Buben, meist Schüler. Bald schlossen sie sich zu Gruppen zusammen. Benachbarte Gruppen trafen sich da und dort. Bald lernten sie sich kennen und schlossen sich unter sich zu größeren Verbänden zusammen. So entstand der heutige „Wandervogelbund“. Wohl wurden die Gründer älter und zogen sich nach und nach zurück. Aber die Zungen führten die Bewegung weiter. Vielerlei bauten sie aus, aber die Hauptsache blieb das Wandern. Heute bestehen fast überall Wandervogelbünde. Diese haben ähnliche Satzungen und den gleichen Zweck, sind aber voneinander durchaus unabhängig. In der Schweiz ist der Wandervogel im Jahre 1907 gegründet worden. Der Verband nennt sich: „Wandervogel, Schweizerischer Bund für abstinente Jugendwanderungen“. Er zählt heute etwa 1200 Mitglieder (800 Buben, 400 Mädchen) in 57 Ortsgruppen. Er besitzt eine eigene Zeitschrift, die monatlich erscheint. Der Bund veranstaltet größere Ferienfahrten (4 bis 14 Tage). Die werden von einem Führer geleitet. Als Führer werden vom Bundesvorstand ältere Wandervögel gewählt. Er mietet auch im Sommer und Winter Hütten an schönen Plätzen, die als Standquartiere dienen. Alljährlich an Pfingsten versammeln sich die Wandervögel zur Landsgemeinde. Aus allen Ecken und Enden der Schweiz strömen sie zusammen zum Fest. Der Vormittag ist den Verhandlungen gewidmet. Jeder Wandervogel hat das Recht zur Rede und zur Abstimmung. Nach den Geschäften wird gespielt und gesungen. Eine Gruppe lernt von der andern ein neues Volkslied. Vor einigen Jahren führte eine Ortsgruppe auf der Landsgemeinde die Volkstänze

ein. Den Bauern im Schwarzwald und den Appenzeller Sennen hatte sie diese uralten Tanz- und Singspiele abgeguckt. Jetzt lernte sie eine Ortsgruppe von der andern. Auch Wettspiele in Korbball und Schlagball, Sängerkwettschritte werden auf der Landsgemeinde ausgetragen. So wahrte sich jede Gruppe ihre Eigenart, aber alle fügen sich gleichen Satzungen, gehören zum gleichen Bund. Die Satzungen sind keine Gesetzbücher, die streng nach dem Buchstaben gehandhabt werden. Nur ein Gebot wird streng eingehalten, das Gebot der abstinente Lebensweise auf den Fahrten. Wer draußen in der freien Natur sich seines Lebens freut, der braucht sich nicht künstlich zu berauschen. Fast in allen größeren Orten bestehen Gruppen. Bern besitzt deren zwei. Die eine nimmt meist Leute über 15 Jahren auf, die andere meist jüngere. Beide veranstalten an Sonntagen kleinere Tagesfahrten. In den Schulferien werden auch größere Wanderungen von Bern aus geführt.

Seit einigen Jahren mietet die Ortsgruppe Bern auch eigene Ferienhütten. Die Winterhütte ist oben an der Pfiste. Dort wird im Winter Ski gelaufen, daß es eine Freude ist. Im Sommer geht's ins Oberland. Letztes Jahr flatterten die Bernervögel in der Gegend des Wildstrubels herum. Feuer werden sie das Röttschental unsicher machen.

Das ist in kurzen Zügen das Wesentliche über den Wandervogel. Wenn ein sentrechter Bub oder ein Mädchen Lust hat, sich die Sache näher anzuschauen, so soll er einmal auf eine Fahrt mitgehen und sehen, ob's ihm gefällt.

F. K.

Kriegszeitelerlebnisse aus Frankreich.

Von Ed. Behrens.

2.

In Dijon, der alten burgundischen Hauptstadt, steige ich aus. Es ist Abend. Die Straßen sind dunkel. Die Straßenbahnwagen fahren mit verhängten Fenstern. Die Rollläden der Geschäfte und Speisehäuser sind bis zu drei Vierteln ihrer Länge heruntergezogen worden, die Lichter scheinen durch grüne Gaze hindurch. Aus den Wohnungen dringt nicht ein Lichtstrahl. Man befürchtet die Angriffe deutscher Luftfahrzeuge. Dijon ist zwar nicht Festung, aber doch bedeutender Waffenplatz. Die Straßen sind voller frohmütiger Soldaten. In der Altstadt gerate ich zufällig in ein kleines Speiselokal hinein, das mit Offizieren angefüllt ist. Die geschmeidigen Gestalten mit den entschlossenen Gesichtern gehören dem Fliegerkorps an. Sei es, daß ich zu auffällig mit einem der Offiziere ein Gespräch anknüpfen wollte, sei es, daß ich überhaupt verdächtig aussehe — kurz, wie ich das Lokal verlasse, erheben sich zwei der Herren ebenfalls und folgen mir unauffällig durch die Gassen bis zum Bahnhof. Dort tritt der eine auf mich zu und bittet mich leise, in höflichem Ton: „Mein Herr, haben Sie die Güte, mir zu folgen!“ Das Publikum ist trotz der diskreten Aufforderung aufmerksam geworden: Un espion boche, un espion boche — ein deutscher Spion! Andere Militärs haben sich schnell zu mir gesellt, und inmitten eines Kreises strengblickender Bewaffneter wird mein Paß genau geprüft. Er genügt. Der Offizier grüßt verbindlich: „Entschuldigen Sie die kleine Störung!“

Ich übernachtete in Dijon, billig und gut. Am frühen Morgen schon ist starke Bewegung auf der Straße. Kolonnenschritt lockt mich ans Fenster. Eine Kompanie junger Soldaten marschiert zum Bahnhof. Die Leute sind für die Front bestimmt, tragen die neue graublaue Uniform und sehen kräftig und fröhlich aus. Das Schuhwerk ist tadellos, die ganze Ausrüstung vortrefflich. Es ist ein milder Sonntag, und die Sonne scheint aus wolkenlosem Himmel. Durch die alten Renaissancegassen schlendern Träger bunter Uniformen Arm in Arm mit graziosen Frauen. Vor dem Palast der Herzöge von Burgund, unter dem Torbogen,